WAHLPLAKAT DER GRÜNEN ZUR LANDTAGSWAHL IN NIEDERSACHSEN 2017

Heimat ist kein Kampfbegriff

Das neue Lieblingswort der deutschen Politik war nie aus dem Alltag verschwunden.

Von Klaus Gertoberens

Heimat, das klingt nach Sonntagsbraten, Kinderzimmer, Waldspaziergang, für viele auch nach Heino und Kitschfilmen. Heimat klingt aber auch nach Populismus und wütenden Demonstranten, es klingt nach AfD. Neuerdings aber soll Heimat auf der politischen Landkarte wieder in der Mitte liegen. Bei der CDU. Im Herzen der Sozialdemokratie. Sogar die Grünen wollen Heimatpartei werden. Es darf aber auch nicht sein, dass man das Wort nur als Etikett auf eine Politik klebt, die man eh schon immer gemacht hat: Den Grünen wird sie Synonym für Umweltschutz und Energiewende. Den Sozialdemokraten wird sie ein Ausdruck der sozialen Gerechtigkeit. Den CDU/CSUlern wird sie zum Ausweis für ihren Konservativismus. Und die AfD zog mit Slogans wie »Unser Land, unsere Heimat« oder »Hol dir dein Land zurück« ins Parlament ein. Ähnlich arbeiten die österreichische FPÖ oder der französische Front National. Sie inszenieren Land und Volk als gefährdet – und gewinnen im durch die Flüchtlingskrise aufgeheizten Klima damit Stimmen. Das Gefühl einer flüchtigen Existenz haben auch Menschen in den Ländern, in die sich Flüchtlinge flüchten – und so erleben viele Menschen selbst in wohlgefügten Gesellschaften wie in Deutschland oder Österreich die Flüchtlinge als Boten eines Unglücks, das auch ihnen selbst auflauert. Also wehren sie sich gegen die Fremden, um ihnen nicht gleich zu werden. Das ist der Boden, auf dem wieder die alten Wahnideen wachsen, der Nationalismus und der Rassismus.

Man darf die Heimat nicht denen überlassen, die damit Schindluder treiben. Daher reden jetzt alle von ihr, das Wort ist in der deutschen Politik zum neuen Lieblingswort geworden. Es gibt eine Renaissance der Heimat. Doch war der Begriff nie aus dem Alltag verschwunden. Das ist nicht aufgefallen, weil es in dieser Republik kein Kampfbegriff war. Die Mehrheit der Deutschen verbindet mit Heimat wenig Kontroverses, kann aber eine Menge damit anfangen. Zahllose Umfragen sagen das seit Jahrzehnten: Der Begriff ist positiv besetzt, und zwar in einer ganz bestimmten Weise. Familie, Kindheit, Landschaft, Essen, Geborgenheit – damit assoziieren Menschen Heimat. Aber Heimat und der Heimatbegriff verändern sich, müssen sich positiv verändern. Heimat ist eben immer auch bunte, kulturelle Vielfalt und nicht monokulturelle Einfalt. Heimat ist nicht Ablehnung des Fremden, sondern immer auch tolerante Neugier auf Neues, Anderes und Fremdes. Heimat ist »regionale Identität« und steht gegen die »Kolonisierung der Lebenswelt« und gegen die zunehmende »Kommerzialisierung aller Lebensbereiche«.

Es ist wichtig, dass die etablierten Parteien politische »Antworten auf das Gefühl der Unbehaustheit« vieler Menschen finden, wie es die Grüne Katrin Göring-Eckardt formuliert hat. Ihnen die Angst vor Veränderung und sozialem Abstieg, vor den negativen Folgen der Globalisierung, dem »Fremden« nehmen. Dazu braucht es inhaltliche Konzepte. Insofern ist es gut, eine Debatte über Heimat zu führen. Aber es geht nicht um den Begriff Heimat, vielmehr sollte die Diskussion darum gehen, was die Gesellschaft im Kern ausmacht und welche gemeinsamen Werte sie hat. »Das klassische demokratische Konzept, Menschen unterschiedlichster Herkunft hinter ein einziges gemeinsames Anliegen zu scharen, ist einer Pseudopolitik gewichen«, schrieb jüngst der amerikanische Ideengeschichtler Mark Lilla mit Blick auf die USA. Er hätte aber auch Deutschland meinen können.

Klaus Gertoberens (* 1951) ist Chefredakteur von Flechtwerk. Der diplomierte Betriebswirt und Politologe hat sich nach dreißig Jahren Tagesjournalismus in leitenden Funktionen wieder aufs »Lokale« besonnen. Als gebürtiger Rheinländer hatte er Anfang der 80er-Jahre mitgeholfen, eine Lokalredaktion im Münchner Umland aufzubauen. Diese kommunalen Erfahrungen hatten ihn derart fasziniert, dass er sich in seiner Diplomarbeit mit den Möglichkeiten auseinandersetzte, wie dem Bürgerwillen in den Gemeinden mit Mitteln der direkten Demokratie stärker Geltung verschafft werden könnte.

Ein gutes Gefühl

Foto: zwehren | Fotolia

Die Liebe der Deutschen zu ihrer »Heimat« ist noch nicht alt, aber dafür umso heißer. Über die Fieberkurve eines oft missbrauchten Begriffs.

Von Gustav Seibt

Heimat: Das sind die ersten Erfahrungen, der vertraute Raum, in dem man laufen und sprechen lernte; das sind die Nachbarn und Freunde, das leckere Essen, die gewohnten Feste, die Sicherheit des Daseins in der Elternwelt, das Paradies der Erinnerung, aus dem man angeblich nicht vertrieben werden kann. Heimat ist eine Landschaft. Dann aber ist Heimat der Ort, den man verlassen muss, um in der Welt etwas zu werden, der Ort von Abschied und vielleicht Heimkehr.

Was Heimat bedeutet, erfährt man, wenn man sie verlässt oder verliert, wenn sie in Frage gestellt ist. »Heimat«, dieses urdeutsche, in andere Sprachen schwer übersetzbare, politisch oft missbrauchte Wort, wurde in früheren Zeiten, vor dem 19. Jahrhundert, nur sehr selten gebraucht. Sein Aufstieg im deutschsprachigen Wortschatz begleitet die Moderne seit etwa 1800. Vorher war es kaum vorhanden. Das zeigen die Befunde von Sprach- und Literaturgeschichte.

Die Worthäufigkeitszählungen des Digitalen Wörterbuchs der deutschen Sprache vermerken pro einer Million Wörter in repräsentativ zusammengestellten Textkorpora bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts Frequenzen im niedrigen einstelligen Bereich. Um 1600 liegt der Wert bei knapp unter dreimal, um 1640 bei über viermal, 1740 immer noch auf dem gleichen Niveau. Erst unmittelbar nach 1800 springt die Frequenz auf über 26-mal pro einer Million Wörter. Es ist die Zeit der napoleonischen Kriege und der aufblühenden Romantik.

Steil nach oben gehen die Ziffern aber erst im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts, um kurz vor 1900 ihr bisheriges Allzeithoch zu erreichen. 1840 zeigt eine Frequenz von etwa 53 pro einer Million, um 1890 von fast 70. Dieses hohe Niveau wird in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht mehr ganz gehalten (1940: 66), bleibt aber hoch, um bis 1990 spürbar abzusinken (58). Seit 2010 ist wieder ein Anstieg zu beobachten, auf eine Frequenz von fast 64 Verwendungen pro einer Million Wörter.

Diese Fieberkurve des Heimat-Begriffs kann sich jeder auf der Seite des Digitalen Wörterbuchs vor Augen führen (www.dwds.de). Denn eine Fieberkurve ist es. Sie folgt unübersehbar den Rhythmen der neuzeitlichen deutschen Sozialgeschichte mit der beginnenden Industrialisierung und den Auswanderungswellen im frühen 19. Jahrhundert, sie erreicht daher ihren Gipfel kaum zufällig während des Verstädterungs- und Industrialisierungsschubs vor 1900, um in der voll entfalteten Industriegesellschaft des 20. Jahrhunderts konstant hoch zu bleiben.

Auffällig ist, dass die beiden Weltkriege diese Konjunkturen wenig beeinflussten, während die Konsumgesellschaft der

Foto: cristina_conti | Fotolia

Heimweh

Das schmerzliche Vermissen der Heimat hat eine lange Geschichte. Der früheste schriftliche Beleg von Heimweh stammt aus einem Luzerner Schriftstück. Darin heißt es 1569, ein Mann sei »gestorben von heimwe«. In der darauf folgenden Zeit berichteten medizinische Abhandlungen über das merkwürdige Leiden von Schweizer Soldaten, die außer Landes stationiert waren.

Die Soldaten wurden schwermütig und es kam immer häufiger zur Fahnenflucht. So wurde ihnen unter Androhung schwerer Strafen verboten, Lieder aus der Heimat zu singen. »Heimweh« galt als tödlich. Heilung brachte nur die Rückkehr in die Heimat.

Es gab mehrere medizinische Abhandlungen über dieses Leiden. Als erstes beschrieb der Mediziner Johannes Hofer 1688 Heimweh als Krankheit. Für ihn war die Heimwehkrankheit eine psychisch-physiologische Folge eines Umgebungswechsels beziehungsweise einer Luftveränderung.

Hier setzte im 18. Jahrhundert auch der Aufklärer Johann Jakob Scheuchzer an. Er sah im Heimweh durchweg eine körperliche Reaktion auf die Veränderung des Luftdrucks an einem fremden Ort. Die Schweizer seien es nicht gewohnt, auf flachem Land zu leben. Dort herrsche höherer Luftdruck als in den Bergen, den sie nicht verkraften könnten. Das Ergebnis? Heimweh entstehe, weil

Fragiles Utopia

Flüchtlinge retten das Fischerdorf Riace im kalabrischen Südzipfel Italiens vor dem Untergang.

Von Heidrun Hannusch

Foto: Marcuscalabresus | Wikipedia

Als wäre die Welt geschrumpft auf die Größe eines Dorfplatzes. Kleiner als ein Viertelfußballfeld, zwei Palmen, ein Dutzend Tische, eine Pergola, fünf Schilfschirme, eine Bar mit Saloonterrasse. Hinten sitzen italienische Männer, trinken Bier aus der Flasche und spielen Karten. Vorn über den Platz läuft ein großes schönes Mädchen. Sie kommt aus Nigeria, trägt ein schmales kurzes Glitzerkleid und den Kopf mit dem straff nach hinten gekämmten Haar sehr aufrecht. Sie schreitet, als ginge sie über einen Laufsteg in Paris und nicht über das holprige Pflaster eines winzigen kalabrischen Dorfes hoch über einer von der Hitze ermatteten Landschaft.

Foto: Oliver Killig

BÜRGERMEISTER DOMENICO LUCANO SIEHT FLÜCHTLNGE NICHT ALS PROBLEM, SONDERN ALS CHANCE.

Ihr entgegen kommt eine Frau aus Somalia in bodenlangem Kleid mit buntem Kopftuch, auf ihrem Rücken schläft ein Säugling. Zwei Mädchen aus Syrien und Pakistan fegen zwischen Tischen hindurch, an denen junge Männer aus Äthiopien mit abenteuerlichen Frisuren sitzen. Neben ihnen ein paar Spanier. Ein Kurde schwatzt vor der Bar in selbstverständlichem Italienisch mit einem Kalabresen. Eine feine weißhaarige Dame aus einer der angesehensten Familien Mailands geht von Tisch zu Tisch, sie kennt jeden hier.

Einer fehlt, der Bürgermeister. Und doch sind alle hier, um ihn zu sehen. Alessio hat einen großen Flatscreen vor seine Bar gestellt. Live übertragen wird die bekannteste Polittalkshow des italienischen Fernsehens. Der Moderator kündigt Domenico Lucano an. Oben über den Bildschirm läuft eine Schlagzeile: Riace, 1800 Einwohner, davon 500 Migranten. Und der Gast in Jeans und rotem Poloshirt und etwas nervös sagt den Millionen an den Bildschirmen: »Was wir tun, ist doch etwas ganz Normales.«

Hunderte Journalisten streiften in den vergangenen Jahren bereits staunend durch die schmalen Gassen von Riace. Und schrieben danach über das Flüchtlingsmärchen, Utopia oder das Wunder von Riace. Keine der euphemistischen Zuschreibungen wird dem Phänomen wirklich gerecht. Dafür muss man tiefer graben als in der flachen Kiste mit den flachen Sensationsschlagwörtern.

Man kann den Anfangspunkt im Juli 1998 setzen, als vor Riace ein Boot mit 219 kurdischen Flüchtlingen strandete. Domenico Lucano eilte mit anderen Dorfbewohnern zum Strand und kümmerte sich um die Gestrandeten. Es waren die ersten, die sie in den verlassenen Häusern des Dorfes unterbrachten, das sich schon zur Aufgabe bereit machte: keine Bar mehr im Ort, kein Restaurant, kein Laden, die Schule kurz vor der Schließung die Hälfte der Fenster mit Brettern zugenagelt. Und da hatte Domencio Lucano diese Idee: Warum sich nicht gegenseitig retten?

Foto: ConAct/Antonia Willmeroth

Offene Herzen, offene Türen

Das Koordinationsbüro ConAct in Wittenberg unterstützt den deutsch-israelischen Jugendaustausch. Die Begegnungen sollen Brücken zwischen Geschichte und Gegenwart schlagen.

Von Karin Vogelsberg

Kontaktpflege ist heute dank sozialer Medien so einfach wie nie. Gerade junge Leute halten über Facebook, WhatsApp und Co. Verbindung zu Freunden, egal ob sie 500 Meter oder 500 Kilometer entfernt wohnen.

Doch für persönliche Begegnungen gibt es keinen Ersatz. Das gilt auch und ganz besonders für den deutsch-israelischen Jugendaustausch. »Ich glaube an den direkten Kontakt, an die unmittelbare Begegnung, die einzigartig ist«, sagt Ariella Gill, die Leiterin der Israel Youth Exchange Authority (IYEA). Die Behörde ist das israelische Partnerbüro der deutschen Koordinationsstelle ConAct für den Jugendaustausch mit Israel.

Der Name ConAct ist Programm: Das Büro unterstützt Partnerschaften und gemeinsames Handeln zwischen Initiativen und Trägern in Deutschland und Israel. Das vor 17 Jahren gegründete Servicezentrum »verkuppelt« jedes Jahr rund ein Dutzend deutsche und israelische Organisationen; es bietet Länderinformationen, pädagogische Konzepte, Weiterbildung für Fachkräfte und finanzielle Förderung. Kurz: Es stattet die Initiativen mit allem aus, was sie brauchen, um ein gutes Austauschprogramm auf die Beine zu stellen. Dabei geht es um nichtschulische Träger wie Vereine, Organisationen, kirchliche oder kommunale Gruppen. Auch das Trägerwerk Soziale Dienste in Sachsen-Anhalt hat bereits Jugendbegegnungen mit Israel durchgeführt.

In den östlichen Bundesländern könnte es noch mehr Projekte geben

Als der damalige Bundespräsident Johannes Rau im Jahre 2000 das Heilige Land besuchte, regte er die Unterstützung und Ausweitung der deutsch-israelischen Jugendkontakte an. Im Jahr darauf nahm das bundesweite Service- und Informationszentrum ConAct in der Lutherstadt Wittenberg in Sachsen-Anhalt seine Arbeit auf. Die Servicestelle ist eine Einrichtung des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend und wird von den Ländern Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern unterstützt. Sie arbeitet in Trägerschaft der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt.

Den Informations-Knotenpunkt in Mitteldeutschland anzusiedeln war eine politische Entscheidung. Denn im Unterschied zu den alten Bundesländern, die teilweise seit vielen Jahrzehnten einen regen Austausch mit Israel pflegen, gab es diese gewachsenen Strukturen in der ehemaligen DDR nicht. In der Deutschen Demokratischen Republik wurde Solidarität mit Palästina propagiert; Israel galt als Aggressor.

Inzwischen haben die östlichen Bundesländer beim Jugendaustausch mit Israel aufgeholt. Seit dem Bestehen von ConAct stieg die Zahl der Projekte im Osten um 97 Prozent. Doch damit ist ConAct-Leiterin Christine Mähler noch nicht zufrieden. »Wir werben in der Region gezielt um neue Partnerschaften. Es gibt noch Luft nach oben.« Seit ConAct 2001 die Arbeit aufnahm, steht Christine Mähler an der Spitze der Koordinationsstelle. Die gebürtige Rheinländerin wuchs selbst mit dem Israel-Austausch auf und stärkte an zahlreichen ehrenamtlichen und beruflichen Stellen die Kontakte zwischen Deutschland und Israel.

Terroranschläge überschatten den Austausch

Auch wenn die Mitarbeiter von Anfang an mit Herzblut bei der Sache waren und die Politik Rückendeckung gab: ConAct startete holprig, fiel doch die Gründung zeitlich mit der sogenannten zweiten Intifada zusammen – und damit mit dem größten Einschnitt in

DEUTSCHE UND ISRAELISCHE AUSTAUSCH-BETREUER ZIEHEN BUCHSTÄBLICH AN EINEM STRANG.

Foto: ConAct

Das diffuse Gefühl namens Heimat

Jeder Mensch verbindet etwas anderes mit dem Begriff »Heimat«. Für die einen ist es das heimische Essen, für die anderen die Landschaft, das Wetter oder der Dialekt. Drei Dinge aber braucht jeder, um sich heimisch zu fühlen.

Von Leonore Kratz

Edoardo Costadura, Klaus Ries, **Heimat gestern und heute. Interdisziplinäre Perspektiven**, 2016, 34,99 EUR

Für Nasmija Hasani ist klar, wo seine Heimat ist: In Hannover ist der 19-jährige Roma geboren, dort ging er in den Kindergarten und zur Schule. Doch als er mit elf Jahren in den Kosovo abgeschoben wird, muss er alles zurücklassen, was bisher sein Leben ausmacht. Hasani geht es schlecht, er muss Schwerstarbeit verrichten, um die Familie mitzuernähren. Er vermisst seine Heimat: Seine Freunde, deutsches Wetter, deutsches Essen. »Ich bin deutsch aufgewachsen, ich kannte nichts anderes«, erzählt der junge Mann.

Die Sehnsucht nach Heimat ist nach Ansicht des Jenaer Historikers Klaus Ries tief im Menschen verwurzelt. Er ist Mitherausgeber des Buchs »Heimat gestern und heute«, einem Sammelband mit Aufsätzen von Juristen, Biologen, Musikwissenschaftlern oder Theologen. Als Historiker sei er ursprünglich davon ausgegangen, dass der Begriff »Heimat« einen Wandel erfahren habe, berichtet er – und zwar von einer juristischen Bezeichnung für Haus und Hof im Mittelalter und der frühen Neuzeit zu einem sentimentalen Gefühl in der Moderne. Die fächerübergreifende Forschung aber habe gezeigt: »Die Sehnsucht nach Heimat war über alle Zeiten da. Und sie war schon immer ein diffuses Gefühl.«

In modernen heimatverbundenen Vereinen wollen selbst Zugezogene ihre neue Heimatstadt mitgestalten. Matthias Görn stammt ursprünglich aus Magdeburg, heute ist er Vorsitzender des »Freundeskreis Hannover«. Für ihn symbolisiert der Verein »nicht nur Heimatverliebtheit, sondern befasst sich mit der Frage: In welcher Stadt wollen wir leben?«, sagt er. Der Freundeskreis setzt sich für kulturelle und soziale Projekte ein, zeichnet bürgerliches Engagement aus und will der Stadt ein Gesicht geben. Er hat rund 1 500 Mitglieder, Tendenz steigend: Jedes Jahr gebe es etwa hundert neue Anmeldungen, sagt er. »Daraus schließe ich, dass es einen Bedarf an Verortung gibt.«

Heimatbegriff im Wandel der Zeit

Die Sehnsucht nach Heimat werde immer dann stärker, wenn die Welt unübersichtlich wird und Menschen sich unter Druck fühlen, erläutert Klaus Ries. »Es waren stets wichtige Krisen oder politisch-soziale Veränderungen, die den Heimatbegriff neu konturiert haben.« Als Beispiel nennt Ries den Zeitraum von ca. 1800 bis 1850, der von Aufständen wie der Französischen und der Märzrevolution geprägt war. Politisch Verfolgte waren gezwungen zu fliehen und wanderten beispielsweise in die USA aus. Für sie habe der Heimatbegriff eine große Rolle gespielt.

Auch um 1900 sei eine antistädtische, antimoderne Heimatbewegung entstanden, die sich gegen die Industrialisierung richtete. Die Nationalsozialisten hätten den Heimatbegriff schließlich instrumentalisiert, um Minderheiten auszuschließen. Danach blieb er lange Zeit negativ besetzt.

Jüngste Ängste vor Globalisierung, Digitalisierung oder Migration hätten das Thema wieder hochgespült und führten zu einer seltsamen Ambivalenz, sagt Ries: Zwar könne der moderne Mensch

Die Heimat weggebaggert

Foto: Daniel Gerhards

Die Straßen sind leer, die Häuser verlassen oder bereits abgerissen: Ganze Dörfer im Rheinland müssen dem Braunkohle-Tagebau weichen. Und mit ihnen Denkmäler, Burgen und hunderte Jahre Dorfgeschichte. Für die ehemaligen Bewohner bleibt nur die Erinnerung.

Von Daniel Gerhards

Foto: Daniel Gerhards

Das Schild wirkt völlig deplatziert. Ein Hofladen verkauft Kartoffeln, mitten in Immerath. An dem Bauernhaus stehen Blumenkästen mit leuchtenden Chrysanthemen auf den Fensterbänken. Auf dem Hof sind vier Kinderroller in einer Reihe abgestellt. Das Schild, die Blumen, die Ordnung. Das sind letzten Atemzüge eines sterbenden Dorfes.

Alle anderen Häuser an dieser Straße sind offensichtlich nicht mehr bewohnt und verfallen. Die Türen sind mit Brettern vernagelt, die Rollläden heruntergelassen. Andere Straßenzüge sind schon komplett abgerissen. Immerath stirbt in Etappen.

Die meisten Einwohner sind längst weg. Im neuen Ort Immerath. Oder sonst wo. »We stay« (»Wir bleiben«) steht mit weißer Farbe an einer Hauswand – über zugemauerten Fenstern. Sie sind nicht geblieben. Nur noch wenige Menschen leben in drei Anwesen.

In Immerath hat der Energiebedarf vieler gegen das Recht auf Heimat gewonnen. RWE baggert ab. In fünf bis sechs Jahren sollen die gigantischen Braunkohlebagger hier angekommen sein. Das alles geschieht mit Erlaubnis der Landesregierung, mit dem Segen des Bundesverfassungsgerichts. Weil hier Braunkohle liegt, sehr viel Braunkohle. 1,2 Milliarden Tonnen Kohle darf RWE in Garzweiler noch fördern.

Der Kampf gegen die Kohle und das Unternehmen RWE Power, das sie abbaut, ist für Wilfried Lörkens vorbei. Er hat diesen Kampf verloren. Er ist umgezogen, aus Alt-Borschemich in den Umsiedlerort Borschemich (neu). Aus der jahrhundertealten Wasserburg Haus Palant in ein modernes Einfamilienhaus. Aus einem gewachsenen Ort mit dörflichen Strukturen in ein riesiges Neubaugebiet.

Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs mussten in Deutschland mehr als 50 Orte den Braunkohlebaggern weichen. Autobahnen wurden verlegt, Äcker, Wiesen und Wälder abgebaggert. Und rund 35 000 Menschen umgesiedelt. Wilfried Lörkens ist einer von ihnen.

Lörkens versucht zu vergessen, was einmal war. »Zu viel darüber nachzudenken, tut einem nicht gut«, sagt der 65-Jährige. Haus Palant war streng denkmalgeschützt, es war so etwas wie ein Dorfmittelpunkt. Viele Schützenfeste sind dort gefeiert worden. Jetzt ist es weg. Für immer.

Ein paar alte Möbel hat Lörkens noch aus seinem Geburtshaus mitgebracht. Aber es sei einfach nicht dasselbe. »Man kann das nicht vergleichen. Ich habe gerne hinter den dicken Mauern von Haus Palant gewohnt«, sagt er. Aber am Ende blieb ihm nichts anderes übrig, als das Angebot von RWE anzunehmen. Das seien zähe Verhandlungen gewesen, die Drohung, ihn zu enteignen, habe im Raum gestanden. Also gab Lörkens seinen ganz persönlichen Kampf um Heimat und seinen Geburtsort auf.

Lange haben sich die Bewohner von Borschemich, Immerath und den anderen Orten, die dem Tagebau weichen müssen, dagegen gewehrt. Ohne Erfolg. Und Proteste von außen haben auch nichts bewirkt. Das liegt auch daran, weil die Gesellschaft vor Ort gespalten ist. Dies wurde überdeutlich bei einer Protestaktion 2015. Eine Gruppe mit hunderten Demonstranten will im Tagebau einen

Foto: Edgar Schoepal

VOLLER SCHMERZ MUSSTE WILFRIED LÖRKENS MITERLEBEN, WIE SEINE WASSERBURG (HINTERGRUND) ABGERISSEN WURDE.